

# POLYLOGE

## Materialien aus der Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,  
Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

### In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmaker**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale  
Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische  
Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,  
Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Ausgabe 13/2012

## Motive und Motivationen als Grundlage menschlichen Verhaltens Überlegungen zu einer integrativen Motivationstheorie\*

*Brigitte Jäkel, Bonn*

---

\* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: [EAG.FPI@t-online.de](mailto:EAG.FPI@t-online.de), Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>). Erschienen in: *Integrative Therapie*, 1-2/2001, Seite 145-172

## 1. Einführung

Die Begriffe „ Motiv“ und „ Motivation“ sind in unsere Alltagssprache eingegangen. Sie werden nicht mehr nur von Psychologen oder Pädagogen verwendet, um auf Ziele und Zwecke menschlichen Handelns einzugehen, sie zu ergründen und zu erklären. Die alltägliche Beobachtung, dass Menschen ihr Verhalten steuern, führt uns zu der Annahme von etwas Dahinterliegendem, nicht Beobachtbarem, das wir als Motiv oder Motivation erkennen, und das wir aus dem Verhalten erschließen. Auf dem Hintergrund alltagssprachlicher Verwendung der Begriffe könnte zusammenfassend folgendes gesagt werden: Jedem menschlichen Handeln liegt ein *Motiv* zugrunde. Motive verbinden sich zu Motivbündeln oder Motivkonstellationen, die dem Menschen bewusst oder unbewusst sind. Haben wir das Motiv eines Menschen, seines Handelns verstanden, glauben wir *ihm* verstanden zu haben, und wir schätzen uns *ihm näher* und verbundener, wenn wir bei ihm Motive entdecken, die wir nachfühlen können, oder die mit unsern eigenen übereinstimmen.

In diesem Sinne setzen wir bei gleichen oder ähnlichen Motiven, die wir bei einem anderen entdecken, gleiche oder ähnliche Ideen und Sichtweisen voraus. Wir verbinden diese mit bestimmten Lebenseinstellungen und Idealen, grundsätzlichen bewussten oder unbewussten Überzeugungen und kurz- oder langfristigen Vorhaben und Plänen. Wir diskutieren über die dem Handeln zugrundeliegenden Motive, hinterfragen und beurteilen sie, suchen versteckte Motive und verurteilen eigensüchtige, einen anderen bewusst oder unbewusst schädigende Motive. So regeln diese Wahrnehmungen und Überlegungen unsern Kontakt zur Umwelt und zu unserem Mitmenschen.

---

## 2. Motivationsforschung als Gegenstand der Motivationspsychologie

Seit Anfang des Jahrhunderts sind die Begriffe *Motiv* und *Motivation* Gegenstand psychologischer Forschung. Die *Motivationspsychologie* untersucht experimentell und theoretisch nicht nur verschiedene Inhaltsklassen von Motiven, sondern auch deren Umsetzung in Handlung im Prozess der Motivation. Theorien hierzu unterscheiden sich durch unterschiedliche Akzentsetzungen: Einerseits wird die Entstehung von Motiven auf personale Grund, also in der Person, gesehen. Personal entstehen Motive auf dem Hintergrund von Einstellungen, Gefühlen und Gedanken *von innen* heraus. Sie sind damit eng verbunden mit den physiologischen, psychischen und geistigen Entwicklungs- und auch Umweltbedingungen des Menschen. Das beobachtbare Verhalten wird auf die *Person*, auf ihre (überdauernden) Eigenschaften und ihre inneren Wertedispositionen zurückgeführt. In diesem Fall gehören Untersuchungen in den Bereich der Persönlichkeitspsychologie oder in die Entwicklungstheorie. Auf der anderen Seite steht die Auffassung, dass das Verhalten eher durch die *Situation* bestimmt wird, in die die Person gestellt ist. In diesem Fall konzentrieren sich Untersuchungen auf die Situationen, die Menschen den „Anreiz“ geben so zu handeln, wie sie handeln: der Situation wird „Aufforderungscharakter“ zugeschrieben (*Heckhausen* 1989, 2f). Hier sind Motive immer eine Reaktion auf das, was den Menschen *von außen* erreicht und fordert. Es werden verschiedene Motive klassifiziert und auf ihre situative Herkunft hin untersucht.

Allgemein gilt, dass Motive als genetisch, universal bedingt oder als individuell, geschichtlich bestimmt angesehen werden. Auch *soziale, kulturelle und normative* Bindungen sind Gründe zur Bildung von Motiven. Beide Theorien verbinden sich schließlich in der Auffassung vom Handeln als einem „*Interaktionsprodukt*“ von persönlichen und situativen Determinanten (*ibid.*). Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass die persönliche Motivation ohne Umfeld nicht denkbar ist. Die Person entwickelt sich innerhalb ihres Umfeldes, als ein Teil desselben, in ständigem Kontakt und ununterbrochener Interaktion mit den zu diesem Umfeld gehörenden Dingen und Menschen und in einer ständigen Interaktion mit personalen, konstitutionellen Faktoren.

Genau besehen setzt Handeln als Interaktionsprodukt von Person und Umfeld (*vgl. die Feldtheorie von Lewin; Heckhausen* 1989, 135ff) zusätzlich noch einen inneren Prozess des Abwägens und des Vergleichens von Wahrgenommenem und die Vorwegnahme der erwarteten oder möglichen Resultate, sowie die Lösung der Frage nach der Höhe des persönlichen Anspruchsniveaus voraus (*vgl. die Erwartungswerttheorien; ibid., 168ff*). Menschliche Bedürfnisse, Emotio-

nen und Kognitionen, aus denen sich Handlungsziele entwickeln, spielen hier als personale Faktoren eine große Rolle.

So unterscheidet *Atkinson* in seinem „Risiko-Wahl-Modell“ Situationskomponenten von *Wert* und *Erwartung* von einer Personkomponente der „individuellen Motivausprägung“ (ibid., 175). Wert und Erwartung ergeben sich hiernach aus der Situation: die Situation weckt in der Person die Erwartung einer Bedürfnisbefriedigung oder der Erreichbarkeit und Erfüllbarkeit eines persönlichen oder übergeordneten Zieles. Die Situation erhält in Zusammenhang mit Bedürfnissen und Zielen einen persönlichen Wert. Hinzu kommt eine Einschätzung der persönlichen Fähigkeiten, die erforderlich sind, um ein mögliches Ziel zu erreichen, wie auch die aus eigenen Fähigkeiten und den Situationsbedingungen errechnete Wahrscheinlichkeit desselben.

Als Personkomponente kommt die Stärke der Ausprägung des jeweiligen Motivs hinzu, und die Stellung, die dieses Motiv in der Psyche einer Person einnimmt (z.B. des Erfolgsmotivs oder des Leistungsmotivs). Aus der Einschätzung all dieser Komponenten ergibt sich dann eine „resultierende Tendenz“, d.h. eine Bereitschaft zum tatsächlichen Handeln, (ibid., 175).

Aber nicht nur die Ausprägung eines bestimmten Motivs in der Psyche eines Menschen beeinflusst letztendlich das Handeln. Eine lange Zeit vernachlässigte Richtung der Motivationspsychologie geht davon aus, dass ein „erklärter Wille“, eine Entscheidung oder eine „*Volition*“ nötig ist, damit es zu einer Handlung kommt (*Heckhausen* 1989, 23ff; *Petzold* 2001a). Schon *Ach* (cit. idem, 1920 unterscheidet zu Anfang des Jahrhunderts „Handlungstendenzen“ als innere, überdauernde Gegebenheiten, die im Individuum „persistieren“, und mit Hilfe derer Handeln in den verschiedenen alltäglichen Situationen des Lebenskontextes von der Person kontrolliert werden können. Diese Handlungstendenzen „initiiert“ nach *Ach* Handlung, indem sie eine „Intention“ bilden, und sie stellen gegebenenfalls auch die Kraft zur Verfügung, Hindernisse auf dem Weg zur Zielerreichung zu überwinden. Nach *Ach* kann es sich also hier einerseits um grundlegende Motive handeln, die als überdauernde Überzeugungen im Sinne von Werten und Normen, aber auch als überdauernde Wahrnehmungsmuster im Menschen entwickelt sind; und es kann sich andererseits um situative Entscheidungen, Intentionen handeln, die sich an Situationsgegebenheiten und an grundlegenden Überzeugungen orientieren. Nach *Ach* hat erst *Heckhausen* diesen Begriff der Intention wieder in seinem „Rubikon-Modell“ aufgenommen. Das Rubikon-Modell ist ein „prozessuales Modell der Motivation“. Es beschreibt den innerpsychischen Weg der Bildung und Ausformung eines Motivs bis zu seiner Aktualisierung in Handlung. *Heckhausen* teilt den Motivationsprozess in diesem Modell in vier Phasen auf, zwei motivationale und zwei volitionale (ibid., 212).

### 3. Entstehung und Bildung von Motiven

Motive als *überdauernde personale Dispositionen* sind eng verknüpft mit der Geschichte des einzelnen Menschen. Sie sind in einer übergreifenden Weise „ lebensalterbezogen und lebensbereichabhängig“ (ibid., 10). Die Frage, woher Motive kommen, wie sie sich entwickeln und warum, ist eine Frage, die seit Anfang des Jahrhunderts immer wieder gestellt wurde. Sie wird auch heute noch untersucht und je nach wissenschaftlicher Ausrichtung verschieden beantwortet. Deshalb ein kurzer Rückblick.

*Oerter*, als Vertreter einer ökologischen Entwicklungspsychologie, sieht die Kräfte, den Antrieb zum Handeln, vor allem in der Person. In seiner Abhandlung über Motivation und Handlungssteuerung unterscheidet er ein primäres und ein sekundäres Motivationsystem: Das „ primäre Motivationsystem“, das vom „ Lustprinzip“ bestimmt wird, (*Oerter* 1987, 646), ist situationsunabhängig, genetisch angelegt und umfasst körperliche, primäre Bedürfnisse, wie das Stillen von Hunger und Durst. Mit diesem System greift *Oerter* auf eine instinkttheoretische Begründung von Motiven zurück, eine rein instinkttheoretische Erklärung jedoch reicht seiner Meinung nach nicht aus. Weiterführend heißt es, dass „*Motive im Laufe der Entwicklung durch die aktive Auseinandersetzung mit der Umwelt*“ entstehen. „ Sie werden erworben, oder genauer gesagt, erlernt“. Dem Lernen von Motiven legt *Oerter* physiologische, psychische und soziale Bedürfnisse zugrunde, z.B. die Befriedigung eigener leiblicher Bedürfnisse, der Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit oder der Wunsch nach der Zuwendung der Mutter und damit nach Kontakt ( „*primäres Motivationsystem*“ nach *Oerter*; ibid., 643). Das Lernen von Motiven erfolgt über „ die Erfahrung von Erfolg und Misserfolg in bestimmten Grundsituationen“ und führt zur Konstituierung von „ Zielvorstellungen und Erwartungen“ in der Person (ibid., 644). Die Motive, die auf diese Weise im sozialen Umfeld entstehen, sind: das Anschlussmotiv, das Leistungsmotiv, der Wunsch nach Geltung und Macht, die Disposition zur sozialen Hilfeleistung und aggressives Erobern oder Verteidigen von Ressourcen. Diese Motive gehören zum „*sekundären Motivationsystem*“.

Auch bei *Maslow* findet sich eine Klassifizierung und ein Aufbau von Motiven. Zu Beginn des Lebens sind es überwiegend biologisch-physiologische Bedürfnisse, die das Leben des Säuglings und Kindes bestimmen. Die Befriedigung dieser Bedürfnisse führt zu einem Zustand des Wohlbehagens oder der Lust. Erst wenn diese Bedürfnisse „regelmäßig reduziert wurden“, können sich darüber die übrigen Bedürfnisse formen. Nach *Maslow* entwickelt sich die Erfahrung der regelmäßigen Befriedigung von „ Hunger und Durst“ zu einem Bedürfnis nach Liebe und Geborgenheit. Das höchste Entwick-

lungsmotiv, das sich aus der Befriedigung aller anderen Bedürfnisse ergibt, ist das „Bedürfnis nach Selbstverwirklichung (vgl. *Maslows* Hierarchie der Bedürfnisse in *Oerter* 1987, 645).

*Perls*, der sich mit der Gestaltphilosophie und Psychologie auseinandersetzt und als Begründer der Gestalttherapie gilt, sah in den *Trieben* die Grundstruktur und den wesentlichen Antrieb zu menschlichem Verhalten. In seinem „Triebzyklus“ beschreibt er das beständige innere Streben des Menschen, ein „organismisches Gleichgewicht“ herzustellen (*Perls* 1995, 84). Dieses Gleichgewicht, das sich zwischen den Polen von Spannung und Entspannung hin und her bewegt, ermögliche immer wieder kurzfristig eine Empfindung von Ruhe und Zufriedenheit, eine Art Wohlbefinden. Dieses Wohlbefinden hält an, solange nicht ein neues Bedürfnis als „Figur“ in den Vordergrund tritt, nach Handlung und Befriedigung verlangt und damit eine, für die Aktivität notwendige Spannung erzeugt. *Perls* nennt dieses Phänomen des ständigen Ausgleichs körperlicher Spannung „organismische Selbstregulierung“ (ibid., 64). Er sieht im menschlichen Kontakt mit der Umwelt und die aus diesem Kontakt heraus erforderlichen Bewertungen den Ursprung eines Wertesystems an, das menschliches Handeln bestimmt.

Auch die *Psychoanalyse* sieht in den „triebhaften Grundbedürfnissen des Menschen“ das Leitmotiv menschlichen Verhaltens. *Hoffmann & Hochapfel* (1992, 29) nennen hier, bezugnehmend auf die *Freudsche* Psychoanalyse: „Abhängigkeitsbedürfnisse, Autonomiebedürfnisse, sexuelle, aggressive und narzisstische Bedürfnisse bzw. Selbstwertmotive“ als Grundlagen menschlichen Verhaltens. Den „wichtigsten Beitrag *Freuds* zum Verständnis der menschlichen Natur“ sehen die Autoren in seiner Unterscheidung von bewussten und unbewussten Motiven. Handlungs- oder Verhaltensimpulse können nach dem Persönlichkeitsmodell *Freuds* aus Es, Ich und Über-Ich kommen und bewusst oder unbewusst sein. Sie können sich aus basalen Bedürfnissen entwickeln und werden dann vom Lustprinzip gesteuert, oder sie sind verbunden mit Ichkräften und Anpassungsanforderungen aus dem Umfeld und richten sich nach dem Realitätsprinzip. Sie stehen möglicherweise auch in Zusammenhang mit normativen Ansätzen aus dem Über-Ich oder dem Ich-Ideal (ibid., 14ff).

Als ein Vertreter neuerer psychoanalytischer Überlegungen zur kindlichen Entwicklung, betont *R. Emde* in seiner Abhandlung über angeborene und motivationale Faktoren frühkindlicher Entwicklung einerseits die Grundlegung menschlichen Verhaltens im genetischen Erbe (phylogenetisch wie auch individualgenetisch). Er sieht einerseits in der genetischen Anlage des Menschen Motive zu bilden den Grund für die Kontinuität menschlichen Verhaltens und seine — relative — Voraussagbarkeit. Andererseits liegt nach *Emde* ein wesentlicher, das Verhalten bestimmender Faktor im Umfeld (*Emde cit.*

Petzold 1993e, 285ff): Das Verhalten entwickelt sich in einer „ wechselseitigen Beziehung zwischen dem Säugling und der Umwelt“. Emde nennt diese genetischen Motive „ *Grundmotive*“. Sie ermöglichen und bestimmen als innere, „ intrinsische Motivation“ menschliche Entwicklung: Das erste und „ grundlegendste Motiv für Verhalten und Entwicklung“ ist die „ Aktivität“. „ In der Aktivität ist ein Grundmotiv zu sehen, das von Spannungs- und Triebreduktion unabhängig ist“, „ unabhängig von jeder Verstärkung“ und „ artübergreifend“ — also phylogenetisch. Es ist ein „ Streben nach Wirksamkeit“, das auf der Funktion und der Entwicklung des Zentralnervensystems beruht, und das damit die Wahrnehmung und Verarbeitung komplexer Zusammenhänge erbringt, wie auch Verhalten auf immer höheren Organisationsebenen ermöglicht (ibid., 290ff). Als zweites Grundmotiv nennt er die „ Selbststeuerung“. Zum einen versteht er diese im physiologischen Sinne als grundlegende Steuerung eines Organismus, der seine Körpersysteme aufrecht erhalten muss. Zum anderen versteht er Selbststeuerung im „ langfristigen Sinne“ auch psychologisch, in Richtung auf das Wachstum der Persönlichkeit, also der Entwicklung von Intelligenz und Bewusstsein (ibid., 293). Das dritte Grundmotiv ist die „ soziale Einpassung“. Die physiologische und psychologische Entwicklung des Menschen findet Orientierung und Halt in der sozialen Eingebundenheit, die anfänglich aus der dyadischen Beziehung besteht, und die sich dann später auf kleinere und größere Gruppen und Netzwerke ausweitet. „ Bindungsneigung ist ein biologisch begründetes Motivationssystem“ und beruht auf unbewussten, intuitiven Prozessen. (ibid., 294; Emde cit. Bowlby).

Aus diesem dritten Grundmotiv ergibt sich nach Emde das vierte Grundmotiv, nämlich das „ affektive Überwachen“. Das affektive Überwachen ist „ die Neigung, Erfahrung dahingehend zu überwachen, was lustvoll und was unlustvoll ist“ (ibid., 295). Hier findet sich das *Freudsche* Lustprinzip wieder. Dieses Prinzip steuert das Erleben schon in früher Kindheit und bildet den „ affektiven Kern des Selbst sowie frühe Moralmotive“(ibid., 296). Der affektive Kern organisiert und sichert unser Sozialleben, indem er über das Empfinden von positiven Gefühlen, vor allem aus der frühesten Beziehung heraus, eine Verinnerlichung von Normen ermöglicht, Normen, die „ kooperatives und prosoziales Verhalten fördern (ibid., 301). Zusammenfassend ist zu sagen, dass die bisher genannten Theorien, die sich mit der Frage der *Motive* beschäftigen, diese ursächlich verbinden mit:

- a) dem menschlichen Organismus und seinen physiologischen Bedürfnissen. Diese sind genetisch angelegt und werden auch als Grundmotive bezeichnet. Sie führen über die Regulierung physiologischer Systeme (die Homöostase oder die Selbstregulierung) zu körperlichem Wohlbefinden;

- b) der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. Aus dieser Auseinandersetzung heraus entwickelt der Mensch ein persönliches und kulturelles Wertesystem;
- c) der psychisch/ geistigen oder auch Persönlichkeitsstruktur des Menschen. Diese Struktur entwickelt sich in der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und hat somit eine persönliche Geschichte. Die Persönlichkeitsentwicklung in der jeweiligen historischen Situation wirkt sich auf die Bildung spezieller und situationsspezifischer Motive aus Grundmotiven aus und erklärt auch deren psychische Gewichtung.
- d) den sozialen Bedingungen menschlicher Existenz. Motive entwickeln sich immer in einer Beziehung zum Mitmenschen. Anfänglich ist es die Dyade, später sind es größere Gruppen und soziale Netzwerke, die formend wirken. Die aus diesen Beziehungen hervorgegangenen persönlichen und sozialen Werte bestimmen das Verhalten des Einzelnen, aber auch das ganzer Gruppen. Motive werden in geschichtlichen Situationen immer wieder neu aktualisiert und den Verhältnissen angepasst.

#### 4. Das Welt- und Menschenbild der Integrativen Therapie: Ein integrativer Ansatz für die Bildung von Motiven

Den Ansatz für die Bildung von Motiven sehen Motivationspsychologen und -forscher in den Anlagen des Menschen, seinem phylogenetischen und individualgenetischen Erbe und im Kontakt mit der jeweiligen Umwelt. Die Umwelt des Menschen ist eine ökologische, historische, wirtschaftliche und soziale. Die soziale Welt umfasst den Mikrobereich der Familie wie auch den Makrobereich der gesellschaftlichen Kultur. Die gesamte geschichtliche und aktuelle Umwelt bestimmt die Aktivierung und Gewichtung der Motive im psychischen System wie auch ihr Wirken in der je gegebenen Situation.

Soziokulturelle und individuelle, geistig-seelische Einstellungen sind der Niederschlag von Lebenserfahrungen und ergeben sich aus der ständigen Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt. Menschen bewerten aus dieser Auseinandersetzung heraus ihre Umwelt und das Geschehen, in das sie verflochten sind. Ihre erste persönliche *Bewertung* entsteht aus einem Bedürfnis nach Wohlbefinden, einem Impuls zur Selbstregulierung und folgt dem Lustprinzip. Der Hintergrund für eine solche Bewertung ist das Prinzip des „guten Überleben“. Menschen lernen ihre Umweltbedingungen danach einzuschätzen, ob und wie diese ihrem eigenen Leben bzw. Überleben günstig oder ungünstig sind. In der weiteren Entwicklung gehen aus diesen Urteilen *Wertorientierungen* hervor, die den Menschen zu



einer ganz persönlichen Einstellung zu seinem Umfeld führen und ein ihnen charakteristisches Lebensgefühl hervorrufen. Diese Wertorientierungen verdichten sich zu impliziten und expliziten *Welt- und Menschenbildern*, die das Verhalten beeinflussen, indem sie überdauernde Ziele für menschliche Aktivität in der Welt zur Verfügung stellen. Sie stehen somit als geistig-seelische Bindungen im Hintergrund aller Motive, die das Verhalten in einer aktuellen Situation steuern. Welt- und Menschenbilder sind ein Ausdruck individueller, aber auch gemeinschaftlich-kultureller und geschichtlich gewachsener Erfahrungen von Menschen mit ihrer Welt. Darüber hinaus sind sie Ausdruck eines auf Entwicklung gerichteten Anspruchs, indem sie Wünsche und Forderungen für eine Welt, wie sie ideal sein sollte, in einem Bild zusammenfassen. Wertorientierungen, seien sie nun Welt- und Menschenbildern ausgeformt oder nicht, können bewusst oder unbewusst sein. Bewusste und unbewusste Welt- und Menschenbilder können sich sogar widersprechen und sind dann Ursache psychischer Konflikte. Immer aber beeinflussen sie die darin enthaltenen Werte; sie beeinflussen aktuelle Gefühle und Gedanken und damit situationsspezifisches Planen und Verhalten.

Der Einfluss, den Wertorientierungen und Menschenbilder auch auf BeraterInnen und TherapeutInnen haben, ist nicht zu unterschätzen. So haben beraterische oder therapeutische Interventionen immer auch einen kulturellen Hintergrund. Es ist daher äußerst wichtig für Beraterinnen/TherapeutInnen, nicht nur die eigene Geschichte und ihre jeweils in der Beratung auftauchende Aktualisierung zu überwachen (und supervidieren zu lassen), sondern sich auch der Motive, die sich aus dem eigenen Welt- und Menschenbild ergeben, bewusst zu sein, um sie gegebenenfalls in Frage stellen zu können. In seinem „Tree of Science“ hat *Petzold* (1993a, II; vgl. *Petzold/Heinermann* 1991, 17ff) das Menschenbild der Integrativen Therapie erläutert. Aus dem *Menschenbild der Integrativen Therapie* ergeben sich grundsätzliche, das menschliche Leben bestimmende *Wertorientierungen*. Diese Wertorientierungen umschreiben Richtung und Ziel von Entwicklung und beeinflussen jeden Interaktionsprozess und damit jedes Agieren und Re-agieren; sie stehen auch im Hintergrund jedes therapeutischen Interaktionsprozesses. Es soll nun auf einige Grundpositionen des integrativen Menschenbildes zurückgegriffen und aus ihnen 5 *Grundmotive* entwickelt werden:

a) Die Integrative Therapie sieht den Menschen als „Körper-Seele-Geist-Subjekt“, eingebunden in ein „soziales und ökologisches Umfeld, in Lebenswelt und Lebenszeit“. Körper-Seele-Geist stehen nicht getrennt nebeneinander, sondern sie bilden im „Leibsubjekt“ eine Einheit (*Petzold* 1993a, II, 495). Der einzelne Mensch entwickelt seine Individualität, seine Subjekthaftigkeit im Laufe seines Lebens im

Kontakt mit der ihm umgebenen Lebenswelt und Lebenszeit. Vom Beginn seines Lebens an ist er ein „Ko-existierender“, ein Wesen, das der eigenen Welt angehört und das sich in ihr und mit ihr — „in Ko-respondenz“ — entwickelt.

b) Grundpositionen zur Anthropologie in der Übersicht und freizitiert, (ibid., 54) sind: Alles Sein ist Mit-Sein *Koexistenzprinzip*; „Alles fließt“ *heraklitisches Prinzip*; alles Sein ist bezogenes Sein *Intentionalitäts- und Kommutitätsprinzip*; alles menschliche Sein ist nur denkbar gerichtet auf den Mitmenschen *Konsorsprinzip und Intersubjektivitätsprinzip*; die Koexistenz alles Seienden ist Grundlage der Forderung nach Achtung der Integrität und Aufforderung zu engagierter Verantwortung — *Integritätskonzept*.

c) Der Mensch ist als Einzelner, wie auch in Gemeinschaft, unlösbar mit seiner Umwelt verbunden. Er ist ein Teil seiner Umwelt. Er lebt und wirkt in ihr und mit ihr. Sei es nun, dass die Rückbindung als „religio“ (ursprüngliche Bedeutung des Wortes Religion) im Glauben an einen Schöpfergott, oder in dem philosophischen Gedanken eines allgemeinen Eingebundenseins des Menschen in die Welt auftritt; die Zugehörigkeit des Menschen zu seiner ihm jeweils eigenen Lebenswelt und Lebenszeit ist nicht hinterfragbar. Diese Zugehörigkeit fordert ihn zu immer neuer, grundsätzlicher, schöpferischer Stellungnahme und Aktivität auf. Die aktive und passive Teilhabe des Menschen an seiner Welt bewirkt in ihm eine bewusste oder unbewusste, *der Welt zugewandte* motivationale Lage: der Mensch nimmt mit seinem *Leib*, mit seinen Gefühlen und Gedanken, und in seinem Handeln Bezug auf seine Welt. Mit der Bezogenheit menschlichen Seins wird einerseits die Eingebundenheit des Menschen in seine Umwelt betont, andererseits aber auch die *Richtung* all seines Fühlens, Denkens und Handelns. Die Ausrichtung oder *Intentionalität* (das „Zur Welt sein“; *Merleau-Ponty* cit. ibid.) als Grundprinzip menschlichen Daseins bedeutet, dass Menschsein schon — a priori — auf Begegnung und Auseinandersetzung mit der Umwelt angelegt ist. Aus diesen Überlegungen lassen sich 5 Grundmotivationen ableiten:

1. In der *Bezogenheit des Menschen auf die Welt*, vor allem über die Ebene der Leiblichkeit, liegt nach dem Menschenbild der Integrativen Therapie ein „primordiales“, existentielles Motiv menschlichen Daseins ein *Grundmotiv*. Der Ursprung dieses Motivs liegt in der menschlichen Teilhabe an der Welt und bestimmt Richtung und Ziel (*Intentionalität*) seiner Aktivität. Aus der Tatsache der Teilhabe des Menschen an seiner Welt folgert und fordert *Petzold* (ibid., 495), dass diese Welt dem Menschen nicht gleichgültig sein kann (und sein sollte). Der Mensch ist vom „Fleisch der Welt“, „von *ihrem* Fleisch“ (*Merleau-Ponty* cit. ibid.). Er sollte sich also in „enga-

gierter Verantwortung" für die „Integrität" seiner Welt und seiner Mitmenschen einsetzen (ibid., .54). Die Forderung nach einem grundsätzlichen, ökologischen Engagement, ist eine Konsequenz aus dem, was *Petzold* „primordiale Ko-respondenz" nennt. Die Forderung nach Solidarität mit allen Mitmenschen ist eine Konsequenz aus einem sozialen a priori menschlicher Existenz (siehe *Intersubjektivitäts- und Konsorsprinzip*).

2. In der *Übernahme engagierter Verantwortung für die Integrität jedes Daseins* wird in der Integrativen Therapie ein *Grundmotiv* gesehen, das sich direkt aus der menschlichen Teilhabe an der Welt ergibt. Dieses ökologische und soziale, auf die Gemeinschaft mit allem Sein gerichtete Motiv hat zugleich einen ethischen Anspruch zum Inhalt und führt damit über das 1. Grundmotiv hinaus. Der Verbundenheit des Menschen mit seiner Lebenswelt und Lebenszeit steht im Entwurf der Integrativen Therapie seine Fähigkeit, sich von seiner Umwelt als Einzelner abzuheben, gleichwertig gegenüber. Im Laufe der persönlichen Entwicklung wird der Mensch sich seiner selbst, seiner Leiblichkeit und seiner Mitwelt bewusst; in "grenzziehender, selbstbewusster Wahrnehmung" erfährt er die Welt und den Anderen. Er nimmt Stellung zur eigenen Person (zum eigenen Ich), zu seiner Leiblichkeit, seinem Dasein in der Welt, seinem Lebensraum und seiner Lebenszeit und bewertet dieses. Er wird von anderen gesehen und sieht sich selbst, entwickelt ein Selbstbild und gewinnt Identität. „*Ein Selbst mit personaler Identität*" auszubilden ist für den Menschen Anlage und Aufgabe zugleich (ibid., 495). *Petzold* nennt dies den „*grundsätzlichen emanzipatorischen Impuls*" des Menschen.
3. Die Integrative Therapie geht davon aus, dass im Menschen die Fähigkeit, ein *Ich und eine Identität* zu bilden, als *Grundmotiv* genetisch angelegt ist. In dieser Fähigkeit des Menschen ein personales Selbst zu bilden, liegt implizit Anspruch und Ziel des einzelnen menschlichen Lebens. Ich und Identität können jedoch nur in Zusammenhang mit wacher und bewusster Wahrnehmung entwickelt werden. Ein Ich ist nur möglich mit einem Ichbewusstsein, in dem sich das Ich deutlich von seiner Umgebung abhebt und sich selbst von dieser unterscheidet. Nur durch sein Bewusstsein kann sich das Ich der Welt gegenüberstellen. Dieses *Bewusstsein ist* immer leiblich begründet. Es entwickelt sich über die Wahrnehmungsfähigkeiten des Menschen in der Auseinandersetzung mit der Umwelt und über die zerebrale Verarbeitung des Wahrgenommenen. -Erst die bewusste Unterscheidung der eigenen Person von der Umwelt gibt dem Menschen die Möglichkeit, sich der Welt in einer Art Partnerschaft zuzuwenden und sich kreativ mit ihr auseinander zu setzen. Auf diese Weise kann er an der sich immer wieder erneuernden Welt teilhaben und an ihrer allgemei-

nen Generativität mitwirken. Menschliche *Kreativität* muss nach dem Menschenbild der Integrativen Therapie immer als „Kokreativität“ (Petzold 1993a, I, 55; idem II, 497) im Sinne des Koexistenzaxioms verstanden werden: der Mensch übernimmt durch seine Fähigkeit, am Wirken der Welt teilzuhaben, ihr gegenüber Verantwortung, denn er kann sie nicht nur in seinem Sinne zum Positiven hin verändern, er kann sie auch zerstören.

4. *Sich kreativ mit der Welt auseinandersetzen* und an der Generativität der Welt mitzuwirken, ist ein *Grundmotiv* menschlichen Daseins, das sich aus seiner grundsätzlichen Teilhabe an ihr und seiner Bezogenheit auf sie entwickelt. Seine Kreativität wird zu einer partnerschaftlichen Kreativität, weil der Mensch die Fähigkeit hat, wach und bewusst zu sein und ein Ich und eine Identität zu entwickeln. Auch hier steht, wie bei dem 2. und 3. Grundmotiv, die genetische Anlage neben dem ethischen Anspruch. Die genannten *existentiellen Motive* brauchen aber für ihre Umsetzung in eine aktuelle Umwelt, auch im Sinne des ethischen Anspruchs, eine geistige Ausrichtung auf ein Ziel hin. Kreativität und Entwicklung setzen immer voraus, dass sie Zweck und Ziel haben, und damit *sinnvoll* sind. Die Frage nach dem *Sinn des Lebens* und dem *Sinn der eigenen Existenz* ergibt sich aus den Grundmotiven (Petzold 2001b). Mit dem bedeutsamen Sprung in ein Ichbewusstsein werden dem Menschen nicht nur seine Möglichkeiten der Entwicklung und die eigene schöpferische Kraft bewusst. Seine persönliche Vergänglichkeit wie auch die Vergänglichkeit seiner Schöpfungen tritt in sein Bewusstsein und führt ihn zu der Frage nach *Sinn* (ibid.). Diese Suche nach Sinn, nach einer Erklärung für das Dasein, nach einer Antwort auf die Frage „Warum?“ ist ein menschliches Grundmotiv, das eng mit dem Menschen- und Weltbild zusammenhängt. Von alters her haben sich Menschen mit dieser existentiellen Frage beschäftigt. Sie haben sie in Märchen, Mythen und Religionen in ihrer Zeit und Kultur für sich beantwortet. In ihren Erzählungen von Göttern und Menschen werden Welt- und Menschenbilder konkret, die sich mit dieser existentiellen Frage menschlichen Daseins auseinandersetzen. In der Integrativen Therapie sind es die *oben genannten Grundmotive*, die zu einer Beantwortung dieser Frage führen können. Die Bezogenheit des Menschen auf die Welt und sein Mitwirken an ihrer Generativität schließt menschliches Leben an sich schon als sinnvoll in einen ursprünglichen „wilden Sinn“ der Welt ein (Merleau-Ponty cit. Petzold 1978, 27). Es ist ein *Sinn*, der allem Sein eigen ist und aus dem sich auch der Sinn des einzelnen Daseins ergibt. In der Einbindung des personalen Ichs in die Welt, auch in der gemeinsamen Kreativität, erschließt sich dem Menschen aller Sinn, denn er ist über die Teilhabe an der Welt eingebunden in ihre Sinnhaftig-

keit. Indem sich der Mensch bewusst auf die Welt und ihre Bewegung einlässt und sich dem Fluss ihrer Generativität anvertraut und mitfließt, erschließen sich ihm nicht nur „Struktur“ und „Bedeutung“ der Welt, sondern auch Struktur und Bedeutung seiner selbst: Im Mitfließen findet er „seinen Standort im Kontext, seinen Standort mit anderem und anderen“; er findet sich selbst, indem er sein Sein als „Mitsein“ erkennt (Petzold 1993a, II, 491; vgl. *Heraklit*: „alles fließt“).

5. Die *Suche nach Sinn* (dem Sinn des eigenen Lebens wie auch dem der gesamten Existenz) ist ein dem Menschen grundsätzlich eigentümliches Motiv (*Grundmotiv*). Diese Suche findet nie ein Ende, denn die Frage ist immer wieder neu aktuell und die Beantwortung jedem Menschen aufgegeben. Persönlich gefundener, aber auch kulturell etablierter *Sinn* drückt sich in Philosophie und Religion, in Menschen- und Weltbildern aus. In der Integrativen Therapie wird die Frage nach *Sinn* (nicht „dem“ Sinn) dahingehend beantwortet, dass dieser sich dem Menschen über die Wahrnehmung der Welt und in der Auseinandersetzung mit ihr erschließt. Diese Auseinandersetzung führt den Menschen zu einem Bewusstsein von Grundwerten, einer Wertorientierung, die als *Sinnhorizont* für alle Motive anzusehen ist, die zu Verhalten und Handeln führen. Als Antwort in Zeit und Raum kann diese aber nie eine endgültige Antwort sein (vgl. jetzt ausführlich Petzold 2001b).

## 5. Die Entstehung von Motiven auf der Grundlage von physiologischen, psychischen und geistigen Kräften des Menschen

Ausgangspunkt des menschlichen Seins, seiner Individualität, ist das, was der Mensch mit der Welt gemeinsam hat: Es ist sein *Leib*. Mit all seinen Fähigkeiten der *Wahrnehmung und der kognitiven und emotionalen Verarbeitung* richtet sich der Leib auf die Welt (vgl. die Bezogenheit des Leibes auf die Welt, 2.2). Die Integrative Therapie sieht in den Wahrnehmungsfähigkeiten, den emotionalen und kognitiven Verarbeitungs- und Reaktionsmöglichkeiten des Leibes, wie auch in seinem Impuls zu Kreativität, der aus diesen Anlagen folgt, die grundlegenden Kräfte, die zu der Entstehung und Bildung von Motiven führen und menschliches Verhalten bewirken.

Die Fähigkeit des Leibes, die Welt „mit den Sinnen“ aufzunehmen, ermöglicht es dem Menschen, sich in der Welt zu orientieren und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung mit dem Umfeld beginnt schon im Mutterleib mit der Ausbildung des neuronalen Gewebes und der *Perzeptoren* (der einzelnen sinnlichen Wahrnehmungsfähigkeiten): Sehen, Hören, Tasten, Spüren und Fühlen be-

ruhen auf genetisch vorgegebenen Programmen (*Petzold* 1993a, II, 671). Diese Sinneswahrnehmungen verursachen Reaktionen im Leib des Fötus: es sind die Regungen und Empfindungen des Leibes, die Antworten geben auf die Geschehnisse und die Anforderungen aus der Außenwelt oder der Innenwelt. Sie führen leiblich zu „komplexen Erregungsmustern, die im Verhalten, in der Expression zum Tragen“ kommen und „Handlung bewirken“ (*Osten* 2000, 91; vgl. *Petzold* 1995, 197). Motive werden schon embryonal aufgrund der Anlage und im Kontakt und in der Auseinandersetzung mit dem, was von außen an den Fötus herangetragen wird, gebildet. Der Wille zum Leben, zu Wachstum und Entwicklung des Einzelnen, sind in die Kreativität und die immerwährende Entwicklung der Welt eingebunden. Mit Hilfe der Wahrnehmungsfähigkeiten sowie der Aktivität und Kreativität seines Leibes reiht sich der einzelne Mensch mit seinen persönlichen und kulturellen Schöpfungen in die Generativität der Welt ein. Der Leib mit seinen *Wahrnehmungsfähigkeiten*, seinen *Regungen und Empfindungen* ist, über genetische Programme hinaus, Ausgangspunkt aller Grundmotive, aber auch aller Motive, die sich im jeweiligen Hier und Jetzt, aus dem Lebensraum und der Lebenszeit, ergeben. Diese Fähigkeiten haben *motivationale Kraft*. Mit Hilfe seiner Sinne orientiert sich der Mensch in der gegebenen Situation und aktualisiert Grundmotive oder persönlich bedeutsame Motive, die von der Situation angeregt werden.

Der Fötus beginnt schon sehr früh auf Anregungen und Reize aus der Außenwelt oder Impulsen aus der Innenwelt zu antworten, zu reagieren. Neben den Regungen und Empfindungen des Leibes, die zur Anlage des Menschen gezählt werden, werden auch allgemein genetisch angelegte „Vorläufergefühle“ angenommen, die im Laufe der individuellen, sozialen Entwicklung zu komplexen, subjektiv geprägten Gefühlen (Emotionen) ausdifferenziert werden (vgl. zur Entwicklung der Gefühle: *Petzold* 1995, 215ff). Diese Emotionen haben wie die Wahrnehmungsfähigkeiten und die Regungen des Leibes motivierende Kraft. Sie wirken nach innen und nach außen. Sie haben im Kontakt mit der Umwelt „*orientierende, kommunikative und selbstregulatorische Funktionen*“ (*ibid.*); Emotionen *helfen* dem Menschen, sich im Geschehen in Raum und Zeit zu orientieren, und bestimmen auf vielfache Weise seine Interaktion mit der Umwelt: In der körperlich-seelischen Verbindung von Wahrnehmungen und Emotionen nimmt der Mensch Kontakt zu seiner Umwelt auf. Er kann diese mit ihrer Hilfe bewerten und gewinnt eine Einstellung ihr gegenüber („*valuation*“; emotionale Bewertung, vgl. *Petzold* 1997, 443), in der seine Erfahrungen und Gefühle zum Ausdruck kommen. Emotionen dienen, nach Wahrnehmungen, Regungen und Empfindungen des Leibes, der Orientierung in einer Welt, in der Leben und Überleben gesichert werden müssen.

Zusätzlich geben die *Emotionen* eines Menschen, wenn sie zum Ausdruck kommen, anderen Aufschluss über Reaktionen und Einstellungen, die in einer Person von einer Situation ausgelöst werden und auf diese zurückwirken: Emotionen werden ausgedrückt und teilen anderen etwas über den Einzelnen mit. Sie haben also kommunikativen Charakter, indem sie andere über die je persönliche Gefühlslage und Einstellung aufklären. Als soziale Reaktion erfahren Gefühle in der Interaktion mit anderen vom jeweiligen Gegenüber „Resonanz und Bewertung“ (ibid., 216). Der Austausch und die Diskussion von Wahrnehmungen und emotionalen Reaktionen kann zu Konflikten, aber auch zur Definition von gemeinsamen Werten (z.B. Menschenbildern) und Zielen (z.B. allgemeine positive Bewertung von Hilfeleistungen sowie konkrete Hilfe) führen und kann damit gemeinschaftliches Handeln bewirken. Darüber hinaus haben *Emotionen* eine selbstregulatorische Funktion. Sie wirken in der bewussten Wahrnehmung und Bewertung auf das eigene Selbst zurück, denn sie regen das Ich zur Veränderung der eigenen Person oder zur Veränderung des Umfeldes an: Sie haben motivationalen Charakter in Richtung autoplastischer oder alloplastischer Anpassung des Menschen an seine Umwelt. Es kann von Emotionen im Sinne der Integrativen Therapie gesagt werden: *Emotionen* bilden ein vom „Leib-Selbst“ und von der soziokulturellen Entwicklung her beeinflusstes „*Motivations-system*“ (Petzold 1995, 198). Sie wirken situativ orientierend, kommunikativ und selbstregulatorisch.

Die dritte motivationale Kraft, die Verhalten bestimmt, ist in dem *kognitiven Bild* zu sehen, das sich der Mensch von seiner Welt macht. Alle Erfahrungen, die er im Laufe seines Lebens mit seiner Umwelt macht, werden auf leiblicher Basis, mit Hilfe der neuronalen Strukturen des Gehirns, verarbeitet und komplex gespeichert. Sie können als Erfahrungs-, Informations-, Gefühls- und Handlungsmuster in neuen Situationen abgerufen werden und lenken sowohl die Aufnahme von situativen Informationen zur aktuellen Lage als auch ihre, der Person eigene, emotionale Bewertung („*valuation*“) und kognitive Einschätzung („*appraisal*“; vgl. Petzold 1997, 443). Diese vom Gehirn gespeicherten Muster oder Daten, auch *Kognitionen* genannt, sind für das aktuelle Verhalten auf der Grundlage der Verarbeitung vorgängiger Erfahrungen bestimmend. Damit können Menschen z.B. schnell, komplex und effektiv auf neue Situationen reagieren. *Kognitionen* haben in jeder Situation als Hintergrundwissen und Sammlung von Erfahrungswerten motivierende Kraft. Im Rückgriff auf *Kognitionen* hat der Mensch ein Verhaltensrepertoire zur Verfügung, das ihm einen angemessenen Umgang mit seiner Umwelt ermöglicht. Alle *Kognitionen* gehören in den Bereich des Geistigen. Der „*Geist*“ umfasst die „*Gesamtheit aller kognitiven, reflexiven, mnestischen, imaginativen, wertenden und spirituellen Prozesse und Inhalte*“ (Petzold 1995, 197).

Der Inhalt der *Kognitionen* bezieht sich immer auf die erfahrbare Welt in ihrem ökologischen und sozialen Kontext und auf das eigene Selbst und kann bewusst oder unbewusst sein. Meist können diese Inhalte jedoch dem Bewusstsein zugänglich gemacht werden. Kognitionen bewirken eine bewusste oder unbewusste Einstellung und Haltung dem eigenen und dem sozialen Leben gegenüber und verdichten sich zu Grundpositionen, die das ganze Leben beeinflussen. Als *soziale Kognitionen* haben sie auch die seit der Kindheit und Jugend gesammelten Beziehungserfahrungen zum Inhalt. Diese bilden die Grundlage für die persönliche Einstellung dem Mitmenschen und der Gemeinschaft gegenüber. Auf der Basis sozialer Kognitionen entwickeln sich ethische Werte, die in einer Wertorientierung, einem Menschen- und Weltbild, zum Ausdruck kommen. Diese Wertorientierung stellt dem Menschen nicht nur eine Richtschnur für sein Verhalten zur Verfügung, sondern gibt auch Antworten auf die Frage nach dem Sinn und dem Ziel menschlicher Aktivität. Zu den Kognitionen ist im integrativen Sinne Folgendes zu sagen: In *bewussten und unbewussten Kognitionen* besitzt der Mensch ein inneres Bild seiner Welt, das ihm eine schnelle Orientierung und ein angemessenes Verhalten auch in für ihn neuen Situationen ermöglicht. Kognitionen haben *motivationale Kraft*. Sie initiieren Aktion und Reaktion aufgrund der Verarbeitung und Archivierung vorgängiger Erfahrungen.

Rückgreifend auf das Menschenbild der IT, das den Menschen, Mann und Frau, als Körper-Seele-Geist-Wesen und als Leibsubjekt sieht, können *Wahrnehmung, Emotion und Kognition* als menschlich-leibliche Funktionen nicht voneinander getrennt werden. Wahrnehmung wird immer mit vorausgegangener Wahrnehmung verbunden (mnestisch) und steht daher in Zusammenhang mit der kognitiven Verarbeitung und Speicherung von Informationen. Gleichzeitig ergibt sich bewusst oder unbewusst immer eine Wertung und Bezugnahme zu vorgängigen und aktuellen Wahrnehmungen, Regungen und Gefühlen. „Wo immer das Geistige wertend ist, sind Gefühle mit im Spiel" (*Petzold* 1995, 197). Erst im verbindenden Ineinandergreifen von Wahrnehmungen, Regungen und Empfindungen des Leibes, Emotionen und Kognitionen ist dem Menschen der Kontakt zur Welt und die Bewegung in ihr möglich. Sie sind damit auch Grundlage aller Motive, die zu Einstellungen und zu sichtbarem Verhalten führen; sie sind Voraussetzung und Anknüpfungspunkt für menschliches Verhalten und geben diesem Kraft und Richtung. In ihrem gemeinsamen Wirken führen sie zu Kreativität im Sinne von Ko-Kreativität (*ibid.*, 22). *Wahrnehmungen, Emotionen und Kognitionen* sind, da sie zum Leib-Selbst gehören, genau wie dieses „relational" und „intentional", d.h. auf die Welt bezogen und auf sie gerichtet. Wahrnehmungen, Emotionen und Kognitionen sind Fähigkeiten, die



dem Menschen eine Orientierung in seinem Umfeld ermöglichen und die Grundlage für überdauernde und für situative Motive bilden.

Im Kontakt mit der Umwelt macht der Mensch auch die Erfahrung seines eigenen Wirkens. Im bewussten Umgang mit der Welt und mit sich selbst aktualisiert der Mensch seine ihm eigene *Lebenskompetenz*. Er erkennt seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung und seine Kreativität („*locus of control*“; Petzold 1995, 227) und damit seine *Freiheit*. Er setzt in immer neuen Kontexten seine Kompetenzen ein und erfährt seine ihm eigene Wirksamkeit, seinen Wert, seine Freiheit, aber auch seine Umweltgebundenheit. Er lernt sich selbst und seine *Lebenskompetenz*, sein *Bewältigungspotential*, kennen und einschätzen. Im Zentrum der Anthropologie der Integrativen Therapie steht der „*Freiheitsbegriff*“ (Petzold 1993a, II, 496): „... die Freiheit des Menschen sich zu entscheiden, zu planen und sein Handeln selbst zu bestimmen“. Dem Menschen würde die Subjekthaftigkeit fehlen, wenn er sich nicht bewusst und frei entscheiden und sich damit selbst bestimmen könnte. Menschliche Freiheit als „*Souveränität*“ (Petzold, Orth 1998), aber ergibt sich aus der Fähigkeit des Bewusstseins zu *Exzentrizität*, also der Fähigkeit des Ichs, der Welt und dem eigenen Ich ein Gegenüber zu sein und damit Distanz zu seinem eigenen Dasein zu gewinnen. In der Möglichkeit der Distanznahme liegt die Freiheit zu selbstbestimmter Kreativität, aber auch die Möglichkeit des Missbrauchs und der Zerstörung. In der inneren Diskussion, aber auch in gemeinschaftlichen Überlegungen und kulturellen Schöpfungen findet der Mensch Leitlinien für seine aktuellen Entscheidungen, für sein Wollen. In der Freiheit des Menschen, in seiner Fähigkeit zu *Exzentrizität*, die ihn von der Umwelt abhebt, liegt die menschliche *Würde* (Petzold 1993a, II, 496). *Selbstreferentielle Wahrnehmungen, Emotionen und Kognitionen* führen zu Selbstbewertungen, die zu „Selbstbildern bzw. Selbstkonzepten“ zusammengefasst werden und in denen sich Selbstwert etabliert. *Wahrnehmungen, Emotionen und Kognitionen* bilden die Grundlage für alle Motive, die sich auf das *Selbst* beziehen, und die im Rahmen der genetischen und situativen Bedingungen ein geschichtlich eingebettetes, persönlich geformtes Selbst entwerfen und kreieren.

## 6. Motivation als prozessuales Geschehen

Motive müssen, um in einer aktuellen Situation in Handlung umgesetzt zu werden, verschiedene innere Prozesse durchlaufen. Eine idealtypische Beschreibung solcher Prozesse bietet Heckhausen (1989) mit seinem „*Rubikon-Modell*“. Der Autor unterscheidet vier Phasen, in denen es um die *Bildung einer Intention*, ihre *Initiierung*, ihre *Realisierung* und zuletzt um ihre *Desaktivierung* nach erfolgter Handlung

geht. Er beschreibt den Prozess der Motivation wie folgt: In einer ersten Phase der *Motivation* geht es darum, möglichst viele Informationen zur Sachlage zu erhalten und aufzunehmen. Die psychische Bereitschaft, diese Informationen zu erhalten und zu verarbeiten, bezeichnet *Heckhausen* als „motivationale Bewusstseinslage“. Die motivationale Bewusstseinslage ist vor allem wach und empfänglich. Sie ist auf das Sammeln aller zur Verfügung stehenden Daten und Informationen gerichtet (ibid., 208). *Heckhausen* nennt die erste Phase *prädeziSIONal*, weil Intentionen hier vorbereitet werden. Sie ist stark „realitätsorientiert“ (ibid., 210). Neben der Verarbeitung von Informationen werden in dieser Phase aber auch Handlungs- und Erfolgsmöglichkeiten („Wert und Erwartung“) abgewogen. Dem liegen „Abwägestrategien“ und „Selbstinstruktionen“ als Wege erlernter Informationsverarbeitung und Intentionsbildung zugrunde. (ibid., 209f).

Der prädeziSIONalen ersten Phase der Motivation folgt die erste Phase der *Volition*, in der die zustande gekommene Intention den „Rubikon“, d.h. eine Grenze überschreitet, um in ein Stadium der Handlungsvorbereitung zu treten. In dieser als *präaktional* charakterisierten Phase können sich Intentionen sammeln, die auf „Gelegenheit und Zeit“ (ibid., 212) zu ihrer Initiierung warten, und in günstigen Situationen aktiviert werden. „Virtuell“ ist diese Phase der Volition immer vorhanden, denn auch Intentionen, die zum aktuellen Zeitpunkt nicht die Grenze zur Aktion überschreiten, können hier überdauern und zu gegebenem Zeitpunkt aktiviert werden. Nach *Heckhausen* sind hier auch „übergeordnete Intentionen“, die auf „Wertungsdispositionen“ beruhen (ibid., 213), anzusiedeln, und mit diesen sind Motive wie z.B. Hilfs- oder Leistungsbereitschaft vorhanden.

Die Intentionen der prädeziSIONalen und präaktionalen Phase beruhen unter anderem auf Werten und Normen, die spezifische, der Situation und Person angemessene Motive anregen. Diese wiederum setzen einen inneren Prozess in Gang, der Anforderungen und Anreize aus der Umwelt, Erfolgs- und Misserfolgserwartungen, Betrachtungen über etwaige Hindernisse oder Probleme der Durchführung, wie auch die Einschätzung eigener Fertigkeiten und Fähigkeiten zum Inhalt hat, und der von der Bildung einer Intention über ihre Initiierung zur Realisierung dieser Intention führt. Die *volitionale Bewusstseinslage* der präaktionalen Phase unterscheidet sich von der motivationalen Bewusstseinslage der ersten Phase in dem Sinne, dass hier die Erfolgswahrscheinlichkeit eigenen Handelns abgewägt, aber letztlich eher „optimistisch“ überschätzt wird. Sie ist weniger realitätsorientiert, eher „zielorientiert“ und verfolgt damit den Zweck, über vielleicht auftretende „Schwierigkeiten und Rückschläge hinweg zu helfen“ (ibid., 210) und eine positive Einstellung und Ausdauer in der Zielverfolgung zu bewirken.

In der dritten, der *aktionalen Volitionsphase* wird die Intention in der aktuellen Situation realisiert, sie führt zu beobachtbarem Verhalten. Die vierte Phase ist nach *Heckhausen* wieder eine *motivationale Phase*. In dieser letzten Phase des Motivationsprozesses, *postaktionale Phase* genannt, werden Erwartung, Durchführung, eigene Kompetenz und Erfolg gewichtet und bewertet (*ibid.*, 212).

Intentionsbildung	Realisierung	Bewertung
Rubikon	Initiierung	Desaktivierung
Motivation prädezisionale (wählen)	Motivation postaktional (handeln)	Motivation präaktional (bewerten)
motivationale	volitionale Bewusstseinslage	motivationale

Abb. 1: Das Modell der handlungspsychologischen Phasenabfolge nach Heckhausen (*ibid.*).

Demgegenüber teilt *Petzold* den Prozess der Motivation (und er folgt hier *Schwarzer*) in drei Phasen ein: eine erste, *prädezisionale Phase* der *Motivation*, die das „Wählen“ zum Inhalt hat, führt zu der Bildung einer „Zielintention“, die in die „*priaktionale Volitionsphase des Planens*“ überleitet, zu einer „Ausführungsintention“ wird und in der *aktionalen Phase Handeln* bewirkt (*Petzold* 1997, 457). In der prädezisionalen und der präaktionalen Phase liegt die Hauptaufgabe erster prozessualer Schritte in der Aufnahme von Informationen, in der Einschätzung von Situationen, im Vergleichen der situativen Gegebenheiten mit eigenen persönlichen Fertigkeiten und Fähigkeiten, in der persönlichen Bewertung und Stellungnahme und schließlich in der Entscheidung und Zielbildung. *Petzold* stellt in diesem Zusammenhang die Einschätzung und Bewertung der Situation, wie auch die der eigenen Person (des Selbst), — und hier spielen Wahrnehmungsmuster, emotionale und kognitive Schemata, aber auch eigene Ressourcen und Potentiale eine große Rolle —, in den Zusammenhang seines Menschenbildes: Die „aus dem Kontext und dem Körper durch die Sinne vermittelten Wahrnehmungen“ erfahren über emotionale und kognitive Zuschreibungen und Klassifizierungen (das „*marking*“) eine Einordnung in eine je persönliche Weltsicht und in das eigene Selbstkonzept. Die Bewertung, „*valuation*“, als emotionale Bewertung ist der Einschätzung, „*appraisal*“, als kognitiver Beurteilung

der Situation, beigeordnet (ibid., 444 und 449). Wahrnehmung, Bewertung und Einschätzung geschehen bewusst oder unbewusst. Sie beruhen auf neuronal abgespeicherten Mustern des „ limbischen Systems“ und bestimmen in großem Maße die Informationsbe- und -verarbeitung (Petzold et al. 1997, 486).

In einer Situation, in der es um Fragen der Lebensberatung oder Therapie geht, also einer professionellen Hilfeleistung, haben alle bisher erwähnten Grundlagen und Entstehungsbedingungen für aktuelles Verhalten, also die Konstellation der Motive wie auch der Ablauf der Motivationsprozesse, ihre Gültigkeit, und zwar für den Therapeuten in ähnlicher Weise wie für den Hilfesuchenden. Für die Beurteilung und Bewertung aktueller Problemlagen und Krisen haben nicht nur *Wahrnehmungen*, die persönlich, sozial oder schichtspezifisch und kulturspezifisch aufgrund vorgängiger Erfahrungen eingefärbt sein können, ihr Gewicht (Petzold nennt hierzu die „ attributiven Einflüsse positiver und negativer Ereignisketten der Vergangenheit, die memoriert und antizipiert werden“; ibid., 449); auch Einschätzungen *eigener Ressourcen und Potentiale*. Meist führt den Klienten/die Klientin eine für ihn/ sie nicht mehr alleine zu bewältigende Notlage oder Krise in die Beratung oder Therapie. Für Klienten bilden Erfahrungen mit früher durchlebten Krisen die Grundlage für die Wahrnehmung und die Einschätzung ihrer aktuellen Situation.

Aber auch für den Therapeuten spielen Erfahrungen aus dem eigenen Leben für die eigene Einstellung in therapeutischen Situationen eine große Rolle. Sie beeinflussen die professionelle Einschätzung und Bewertung von krisenhaften Situationen. Das eigene *Bewältigungspotential* des Therapeuten, die *auf sein Selbst bezogenen Emotionen und Kognitionen* bezüglich der Wirksamkeit und Effizienz eigener Kompetenzen und Aktivitäten, wie auch bezüglich eigener, sozial verfügbarer Ressourcen, haben auf die Einschätzung und Bewertung von Stress und Krisen Hilfesuchender einen nicht zu unterschätzenden Einfluss. Die daraus sich ergebenden Selbsteinschätzungen und Selbstbewertungen (selbstreferentielle Gedanken und Gefühle) führen zu persönlich eingefärbten *Emotionen und Kognitionen (valuation und appraisal)* und damit auch Hilfsangebot und Hilfesuche in aktuellen Situationen. Eigene Erfahrungen führen zu Überzeugungen und Lebenseinstellungen, die in Lebensmaximen einfließen, die *das Welt- und Menschenbild* einfärben.

## 7. Das Motiv der Hilfeleistung — Ein Motiv professioneller Helfer

„ Als Hilfeleistung, altruistisches oder prosoziales Verhalten kann auf den ersten Blick alles Handeln bezeichnet werden, das darauf ge-

richtet ist, das Wohlergehen anderer Menschen zu fördern" (*Heckhausen* 1989, 279). Als Leistung für einen anderen in Krisenzeiten ist die „*Fremddienlichkeit*“ ein Charakteristikum, das mit einem hohen ethischen Anspruch einhergeht; d.h. im Falle eines therapeutischen Settings, dass es dem Therapeuten nicht um die Verfolgung eigener Interessen oder um die Befriedigung eines Machtbedürfnisses oder Ähnliches gehen sollte.

Das Motiv der Hilfeleistung findet in ethisch-moralischen Mahnungen und Forderungen eines christlichen Menschenbildes, einer goldenen Regel oder eines kategorischen Imperativs eine Entsprechung. Die kulturell etablierte, normative Aufforderung und Bindung an dieses Gebot der Hilfsbereitschaft und Hilfeleistung anderen gegenüber wird schon in frühen Jahren, „mit der Muttermilch“ (d.Verf.) übermittelt, und es verbindet sich mit familiären, schulischen sowie anderweitig gruppengebundenen Normen in der persönlichen Entwicklungs- und Lerngeschichte. Es stellt sich die Frage, warum Menschen helfen möchten. Der Ursprung des Motivs der Hilfeleistung, wird sozialbiologisch in der Konkurrenz sozialer Gruppen und ihrem Willen, zu überleben und sich durchzusetzen, gesehen (der Gruppen- oder „Sippenselektion“): Die Sozialbiologie erklärt, dass es „zweckmäßig“ sei, sich für das Überleben der eigenen Gruppe, und damit des eigenen „Genmaterials“ einzusetzen (*Heckhausen* 1989, 280). Hilfehandeln ist sinnvoll vor allem gegenüber Mitgliedern der eigenen Familie, Gruppe oder Sippe. Es ergibt sich aus einer menschlichen Anlage zu „*Fürsorglichkeit*“ (*Murray* cit. *ibid.*, 279) oder beruht auf einem „Elterninstinkt“ (*McDougall* cit. *ibid.*), der als Vorläufer von „*Empathie*“ und Mitgefühl (*ibid.*, 2800 gilt. Aber auch das Motiv (nach *Heckhausen* „die Norm“) der „*Gegenseitigkeit*“, das „zwischen Individuen und Gruppen wieder ein ausgewogenes Gleichgewicht herstellt“ und ein natürliches Bedürfnis in der Interaktion von Menschen und Gruppen darstellt (*ibid.*, 288), ist für das Motiv der Hilfeleistung grundlegend. *Heckhausen* bemerkt hierzu, dass „Persönlichkeitsvariablen, die zu Hilfeleistung disponieren“ oder kulturelle Einflüsse, die diese unterstützen und fördern „bisher kaum herausgefunden“ worden sind (*ibid.*, 281f). Er zitiert daher *Schwartz'* „normentheoretisches Modell“ (*Heckhausen* 1989, 287ff). Dem Hilfehandeln legt *Schwartz* ein „Gefühl der moralischen (persönlichen) Verpflichtung helfend einzugreifen“ zugrunde, das auf der „Aktivierung der kognitiven Struktur persönlich verbindlicher Normen“ beruht (einer Werteorientierung). In der motivationalen Bearbeitung der Situation werden die *Folgen des eigenen Handelns* oder Nichthandelns (für die eigene wie für die hilfeschende Person), die eigene Verantwortlichkeit (oder „Selbst-verantwortlichkeit“) in und für die betreffende Notlage des anderen und sozial vorgeschriebene und selbstverbindliche *Normen* geprüft. „Das motivierende Agens“ für

die Hilfeleistung aufseiten des Helfers sieht *Schwartz* „ in der „ Selbstbewertung des Helfers" (ibid., 288).

Empathie, Fürsorglichkeit, Gegenseitigkeit, Unterstützung der eigenen sozialen Gemeinschaft sind Motive, die sich, wenn man auf *Emde* zurückgreift (s.o.), aus seinem dritten Grundmotiv der „ sozialen Einpassung" ergeben. *Emde* sieht, wie *Heckhausen* auch die biologische Begründung dieser Motive. In Verbindung mit seinem vierten Grundmotiv, dem des „ affektiven *Überwachens*", entstehen alle frühen und späteren, auf menschliche Gemeinschaft gerichtete Moral-motive. Diese sozialetischen Motive sind tragende, in der einzelnen Person begründete Pfeiler einer Gemeinschaft.

Auch die oben genannten Grundmotive, die sich aus dem Menschen- und Weltbild der Integrativen Therapie ergeben, können als Hintergrund für Hilfehandeln gesehen werden. Da der Mensch nur in seiner Welt denkbar ist und nur in und mit ihr lebt (1. Grundmotiv, s.o.), ist die „ *engagierte Verantwortung*" für die Integrität" seiner ökologischen und sozialen Welt eine Überlebensnotwendigkeit. Therapeuten stehen gesellschaftlich in einer Reihe mit anderen professionellen Beratern und Heilern, die sich zu dieser Verantwortung bekennen. Für sie ergibt sich jedoch daraus ein weit größerer Anspruch als aus dem ärztlichen Schwur „ nicht zu schaden". Um die Integrität eines Menschen und seines sozialen Systems zu fördern, werden Therapeuten die Person ihrer Klienten, ihr Selbst, ihr Ich und ihre Identität, wie auch ihr kreatives Potential (3. und 4. Grundmotiv, s.o.) im Blick haben und ihnen helfen „ sich selbst zu entdecken und sich immer wieder neu zu entwerfen"(d.Verf.). Die Frage nach dem Sinn von Existenz -der eigenen, wie auch der Existenz der Welt (5. Grundmotiv, s.o.) — taucht in diesem Zusammenhang nicht nur als Hintergrund persönlicher Entwicklung auf. Existenzielle Fragen nach Leben und Tod sind immer wieder Fragen, die in Therapien Raum einnehmen und die eine gemeinsame, authentische Antwort verlangen. In einem gemeinsamen Diskurs über die Deutung der Wirklichkeit und ihre Bedeutung für die Menschheit und für das persönliche Leben erschließen sich Werte und Normen, alte oder neue, und es ergibt sich für beide Seiten die Frage nach einer Wertorientierung, einer gemeinsamen oder einer gegensätzlichen, in der die Verantwortung des Einzelnen deutlich werden kann. Oft geht es im weiteren therapeutischen Prozess um die Veränderung von Situationen, in denen Menschen leben, oder gar um die Veränderung der emotionalen und kognitiven Struktur eines Menschen in Anpassung an eine veränderte Situation oder eine gewandelte Wahrnehmung.

Dem Hilfsangebot des Therapeuten steht auf der Seite des Klienten ein Wunsch oder ein Bedürfnis nach Hilfe gegenüber. Das Motiv des Therapeuten zu helfen begegnet im therapeutischen Setting dem Motiv des Klienten, sich Hilfe zu suchen. Beide Motive haben ihre Ver-

gangenheit, ihre persönliche Geschichte. Die Prozesse der Motivation wie auch der Volition, d.h. der Klärung der Sachlage, der Zielfindung, der Planung und der Durchführung müssen auf beiden Seiten stattfinden: Die entsprechenden Motive werden bei beiden ein „psychisches Thema“ (d. Verf.). Mit *Petzold* (1993a, 61ff, zum „Diskurs“ siehe *ibid.*, 63ff) kann dieses Thema nach „*Sachdimension*“, „*Affektdimension*“, „*Zieldimension*“ und „*Transferdimension*“ unterschieden werden. Eine solche Unterscheidung erlaubt folgende *mehrperspektivische Bearbeitung* des *Motivs* wie auch des *Motivationsprozesses*:

Die *Sachdimension* ist erstens auf die „Inhalte und Sachzusammenhänge gerichtet, wie sie sich als Fakten darstellen“. Je prägnanter eine Situation wahrgenommen werden kann (phänomenologisch gesehen), desto besser ist die Ausgangslage für ihre motivationale Bearbeitung. Prägnanter wird die Situation im Bewusstsein beider Gesprächsteilnehmer, wenn zweitens das Situationsverständnis hinzukommt, das hermeneutische Verstehen der Ursachen und Wirkungen — ein persönlicher, innerer oder auch gemeinsamer Diskurs von Kausalität und Finalität der aktuellen Lebensumstände. Es geht also hier um Informationen zur Sachlage, um Verarbeitung dieser Informationen auf sachlicher, kognitiver Grundlage. Meist wird dieser Prozess des Sammelns von Daten einer so genannten Initialphase zugeordnet. Es kann aber im Laufe des therapeutischen Prozesses immer wieder erforderlich sein, die Sachlage neu zu klären und neue Informationen in einen emotionalen und kognitiven Zusammenhang einzuordnen (*Osten* 2000).

Für Therapeuten ist es unabdingbar, dass die Person des Klienten in ihrem Umfeld „räumlich und zeitlich“, d.h. „in Kontext und Kontinuum“ sichtbar wird (*Petzold* 1988, I/ 1, 85), dass sie in ihrem „vitalen Raum“ (*ibid.*, 84) wahrzunehmen, zu erfassen und zu verstehen ist. Der Therapeut wird zum einen das aktuelle Verhalten des Klienten im Kontakt beobachten. Zum anderen hat die IT kreative Möglichkeiten, die Situation des Klienten *mehrperspektivisch* darzustellen (z.B. „*Kreative Meiden*“; vgl. *Petzold/Orth* 1990 und *Sieper/Petzold*, dieses Heft, Buchbesprechung). Eine diagnostische Hermeneutik der Lebensumstände des Klienten kann auf diese Weise dazu führen, dass die Lebensrealität des Klienten für beide prägnanter, und in ihren emotionalen und kognitiven Mustern sichtbar wird. Hier kann gemeinsam Lebensrealität erschlossen, können Ursachen und Wirkungen erarbeitet, verstanden und erklärt werden. Für den Klienten sind, die Sachlage betreffend, nicht zuletzt Informationen über das *Procedere* der Therapie und ihre Ziele sowie die Person des Therapeuten selbst wichtig. Sein familiärer Status z.B. spielt oft eine große Rolle bei der Frage: Kann mich dieser Therapeut verstehen?

Für den Therapeuten stellt sich in gleicher Weise immer wieder die Frage, ob er/sie zu diesem Zeitpunkt diesem Klienten aus dieser spe-

zifischen Krise helfen kann. Denn eigene, ähnliche Krisen tauchen vielleicht atmosphärisch in der Person des Therapeuten auf (Osten 2000) und müssen vom Therapeuten durchgearbeitet worden sein, sonst kommt es zu reziproken Übertragungen. Das Letztere leitet über zu der Affektdimension eines in der Psyche auftauchenden Motivs. In die *Affektdimension* fließen die emotionalen Erfahrungen, die bewussten und unbewussten „*affektiven Besetzungen*“ eines Themas oder Motivs mit ein (ibid., 64); die „*attributiven Einflüsse*“, die sich beim Therapeuten wie beim Klienten retrospektiv, aspektiv und prospektiv mit der Situation verbinden (Petzold 1997, 449). An die *hermeneutische Spirale des Wahrnehmens, Erfassens, Verstehens und Erklärens* schließt sich die *agogische Spirale des Explorierens, Agierens, Integrierens und Neuorientierens* und die *therapeutische Spirale des Erinnerns, Wiederholens, Durcharbeitens und Veränderns* an (Petzold 1992a, 11/2, 625ff). Der therapeutische Prozess führt immer wieder in die Vergangenheit, um Gegenwart zu erklären und Zukunft zu ermöglichen, neue Zukunft zu erschließen. Und natürlich spielen Gefühle — vergangene, vergessene, verschüttete, verdrängte, ungeliebte und abgewehrte — eine große Rolle. In der übungszentriert-funktionalen, der erlebniszentriert-agogischen und der konfliktzentriert-aufdeckenden Modalität der Bewegungs- und Leibtherapie kann z.B. an vergangene Erfahrungen angeknüpft oder auch der Leib und die eigene Gefühlswelt neu erlebt werden (vgl. „Die 4 Ebenen der therapeutischen Tiefung“; Petzold 1988, I / 1, 104ff). Alte oder neue Wahrnehmungen, Regungen und Empfindungen, Emotionen und Kognitionen können exploriert oder erinnert werden, um dann integriert werden zu können. Die Integrative Therapie kennt das „*Exchange-Learning/Exchange-Helping*“ (Petzold 1992, II/ 2, 632). Welcher Therapeut könnte sagen, dass er/sie nicht auch schon von Klienten gelernt hätte. Der Therapeut aber muss ein Meta-Bewusstsein für diese Prozesse des Austausch und des Helfens entwickeln, um sich nicht selbst mit dem Klienten darin zu verlieren.

Von den Interventionen der Integrativen Therapie (dies betrifft die *Zieldimension*) wird gefordert, dass sie „mehrperspektivisch begründete, differenzielle Einwirkungen auf Systeme (personale, soziale, ökologische, politische etc.) mit dem Ziel ihrer planvollen, theoriegeleiteten und ethisch legitimierbaren Veränderung unter Beteiligung aller von der Veränderung Betroffenen und unter Berücksichtigung des übergeordneten Zusammenhangs (Kontext/Kontinuum)“ sein sollen (Petzold 1992, 11/2, 633). Ihr Ziel ist eine „umfassende Hilfeleistung, die nicht entmündigt, sondern die Würde der Betroffenen wahrt und ihre Kompetenzen einbezieht und gegebenenfalls fördert (ibid., 632). Therapeutische Interventionen sollten dem Hilfesuchenden Freiheit in Verantwortung ermöglichen und ihm Hilfe zur Selbsthilfe im Sinne von Selbstbestimmung bieten, ohne dass soziale oder



persönliche Verantwortlichkeiten für die betreffende Notlage ausgeblendet oder negiert werden. Dies geht aus einer Wertorientierung hervor, die damit einen „substantiellen Beitrag zur Förderung von Humanität“ leisten will (Petzold et al. 1997, 490).

Die *Zieldimension* betreffend, lassen sich erstens „spezifische“, d.h. *praxeologische* und damit auf einen bestimmten Sachverhalt oder eine besondere Situation gerichtete Ziele erkennen. Da wären z.B. aus dem Bereich der Hilfen zur Daseinsbewältigung supportive Interventionen zu erwähnen: Hilfen in speziellen Notlagen und Krisen, der Umgang mit Störungen oder der Minderung von Kompetenzen im Alter oder bei Behinderung. Es ergeben sich zweitens *persönliche*, auf das Selbst, das Ich und die Identität bezogene Ziele, z.B. die Entfaltung und Förderung persönlicher Kompetenzen und Performanzen. Aber es verbinden sich damit drittens auch übergeordnete Zielsetzungen in Form von verbindlichen, *sozialen Normen*, sowie Menschen- und Weltbildern (vgl. *ibid.*, 635). Dies kann zu einem gemeinsamen Diskurs über Normen und Werte führen, oder es macht ein Eintreten für gesellschaftliche und politische Gruppen und deren Vertretung in der Öffentlichkeit erforderlich.

In der *Transferdimension* motivationaler Prozesse geht es um die Einschätzung und Bewertung möglicher „*Handlungskonsequenzen*“ und ihre Relation zu situationsspezifischen, persönlichen und übergeordneten Zielen und Werten (*ibid.*, 650). Es geht um Wert und Erwartung, Nutzen und Kosten, Chancen und Risiken, und letztlich um eine generelle Einschätzung und Bewertung der Flexibilität, Veränderbarkeit und Gewichtung der eigenen, persönlichen oder gruppenspezifischen Fähigkeiten in Verbindung mit den Veränderungsmöglichkeiten in Gesellschaft und Kultur.

Im therapeutischen Prozess geht es um ein gemeinsames Abwägen und Aufarbeiten des Therapieverlaufs („*Viationen*“; Petzold 1988, I / 1, 228ff) und um eine intersubjektiv orientierte „*Pfadanalyse*“. Es geht um eine Diskussion von erreichbaren (in der Initialphase) und später von erreichten Zielen, seien sie nun persönlicher (auf Selbst, Ich und Identität bezogen) oder sozialer Art (auf die Verbesserung des Lebens im jeweiligen sozialen Kontext). Eine gemeinsame Aufarbeitung des therapeutischen Prozesses bietet dem Klienten auch die Möglichkeit, sich die eigenen Mechanismen der Daseinsbewältigung ins Bewusstsein zu rufen, um sie sich nach erfolgter Bewältigung der Krise zu Eigen zu machen und in das Verhaltensrepertoire einzugliedern. Nach diesen Überlegungen könnte ein Prozessmodell der Beratung und/oder Hilfeleistung folgendermaßen aussehen:

	Kontex/Kontinuum von Th. und Kl.		
Prozess	Th.	Kl.	Prozess
wahrnehmen, erfassen der Sachlage	Informationen zur Lage des Hilfesuchenden, Sach-: zusammenhänge, Inhalte. Informationen, Inhalte des – Hilfsangebots.		Motivation prädezisionale Phänomene Sachdimension
erfassen u. verstehen von Emotionen u. Affekten	Probleme, Ressourcen, : Potentiale des Hs. Motive u. Motivationen des Hs. u. des He.		Motivation prädezisionale: Hermeneutik Wählen Affektdimension
	valuation, appraisal Selbstverantwortung, soziale u. selbstverbindl. Normen, Folgen des Handelns, Selbstbewertung (selbstreferentiell). Emotionen und Kognitionen Fremdbewertung	valuation, appraisal Verantwortlichkeit, soziale Normen, Bezug zu Selbst, Ich und Identität, Selbstbewertung (selbstreferentiell). Emotionen u. Kognitionen Fremdbewertung	
klären u. bestimmen von Zielen	Möglichkeiten der Hilfe, Wahl, Belastung und Chancen, Nutzen u. Kosten Veränderung von Wahrnehmung valuation u. appraisal		Volition: präaktional: Ziele, Planen. Zieldimension Volition: Transfer, Transferdimension
verstehen u. übernehmen von Konsequenzen	Besserung der Notlage: Transfer: Handlungskonsequenzen, valuation u. appraisal.		
handeln	Entscheidung – Volition – Handeln – Aktion Bewältigen oder Gestalten – coping oder creating		aktionale Phase Situationsveränderung
wahrnehmen, erfassen, verstehen, erklären des Erfolgs oder Misserfolgs	Sachlage, Emotionen u. Affekte, erreichte Ziele, gelungener Transfer.  Bei Erfolg: Schaffen neuer Ressourcen u. Potentiale, persönl. Zugewinn. Transfer auf neue Situationen.		Motivation: postaktionale Bewertung der Situation u. Selbstbewertung. Erfolgskontrolle, Integration

Abb. 2: Ein Prozessmodell für Beratung und Psychotherapie

Die Frage nach der Bedeutung, die die Hilfeleistung für Therapeut und Klient erhält, führt zu der Frage nach einer normativen Wertorientierung als Verweisungshintergrund. Auf diesem Hintergrund können Folgen des Hilfehandelns (hier der Therapie) und Verantwortung, persönlich wie gesellschaftlich deutlich werden: Gerade weil es oft um eine bewusste Veränderung von Situationen, in denen Menschen leben, oder gar um eine Veränderung der emotionalen und kognitiven Struktur von Menschen selbst geht, rückt die Frage nach den Zielen im Sinne von richtungsweisenden Menschen- und Welt-

bildern in den Vordergrund. Es ist zugleich immer eine Frage nach der „Kausalität“ von Ereignissen oder Situationen und deren „Finalität“, also eine Frage nach den „Ursachen hinter den Ursachen“ (ibid., 484) Handlungsweisende Ziele können im Zusammenhang mit den Grundmotiven, die in der psychoanalytischen Schule von *Emde* (ibid.) und in der Integrativen Therapie von *Petzold* herausgearbeitet worden sind, erschlossen werden.

Über das Menschenbild der Integrativen Therapie wird deutlich, dass die Achtung der Würde des Einzelnen, die Forderung, Integrität zu stützen und zu stärken, und eine grundsätzliche Wertschätzung der menschlichen Person in ihrem sozialen Bedingungsgefüge die Grundlage für eine von Intersubjektivität getragene Atmosphäre bieten sollte: Sie sollte auf Kontakt und Begegnung angelegt sein, dem Hilfesuchenden seine Entscheidungsfreiheit lassen und den Sinn und die Folgen des therapeutischen Vorgehens und der persönlichen und sozialen Veränderungen in einem gemeinsamen Prozess klären. Die Prozesse der Motivation, wie die der Volition, der Zielfindung, der Planung und der Durchführung einer Aktion, müssen auf beiden Seiten stattfinden. Eine intersubjektive Atmosphäre setzt auch voraus, dass es möglich sein muss, die Motive und Motivationen des jeweiligen Gegenübers einzuschätzen und zu bewerten (*appraisal* und *valuation*), und dass es, erst wenn die Beteiligten die Motive und Motivationen des anderen akzeptieren (können), zu einer gemeinsamen Aktion kommt, die in der Folge in einem gemeinsamen Prozess gewichtet und bewertet werden kann.

Zusammenfassung: Motive und Motivationen als Grundlage menschlichen Verhaltens - Überlegungen zu einer integrativen Motivationstheorie

Die Untersuchungen der Autorin zur Motivation führen zu dem Schluss, dass Grundmotive im Menschen genetisch angelegt sind. Diese sind implizit in seinem Menschen- und Weltbild vorhanden und werden in situativen Motivationsprozessen aktualisiert. Das Motiv der Hilfeleistung, das in therapeutischen oder beraterischen Prozessen beim Therapeuten aktiviert ist, findet ein Gegenüber im Motiv der Suche nach Hilfe beim Klienten. Beide Seiten folgen einem, von der Autorin dargestellten intersubjektiven Motivationsprozess.

Schlüsselwörter: Menschliche Motivation, Grundlage menschlichen Verhaltens, Integrative Therapie

Summary: *Origin of Human Motivation and the Processing of Human Behaviour. Thoughts on an Integrative Theory of Motivation*

The author's research focuses on the origin and development of motives and motivation with special emphasis on the motive of helpfulness in therapy or consulting. Helpfulness is an essential of the human character. It determines our concepts of the world and of mankind. From an integrative point of view the author discusses the origins of motives in man and develops a structural model of the process of motivation and behaviour of both, client and therapist.

keywords: human motivation, processing of human behaviour, integrative therapy

Literatur

Heinermann, B., Petzold H. (1991): Tree of Science. Hrsg vom ZAK-Theo. Düsseldorf: EAG.

Hoellen, B. (1995): Emotionen in der rational-emotiven Therapie (RET) – ihre Bedeutung

- und Handhabung im therapeutischen Prozess. In: *Petzold, H.* (Hg.): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann, 573-610.
- Hoffmann, S.O., Hochapfel, G.* (1992): Einführung in die Neurosenlehre und psychosomatische Medizin. Stuttgart: Schattauer, 4. Aufl.
- Kast, V.* (1995): Emotionen in der analytischen Psychologie und Psychotherapie C.G. Jung's – ihre Bedeutung und Handhabung im therapeutischen Prozess In: *Petzold, H.* (Hg.): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann, 359-378.
- Marcel, G.* (1987): Leibliche Begegnung: Notizen, bearbeitet v. H.A. Fischer-Barniol. In: *Petzold, H.* (Hg.): Leiblichkeit, Paderborn: Junfermann.
- Montada, L.* (1987): Die geistige Entwicklung aus der Sicht Piagets. In: — (1987): Entwicklung der Moral. In: *Oerter/Montada* (1987).
- Oerter, R.* (1987): Entwicklung der Motivation und Handlungssteuerung. In: *Oerter/Montada* (1987).
- *Montada, L.* (1987): Entwicklungspsychologie. Weinheim: Beltz, 2. Aufl., 413-462.
  - *Schuster-Oeltzschner, M.* (1987): Gedächtnis und Wissen. In: *Oerter/Montada* (1987).
- Orth, I.* (1993): Integration als persönliche Lebensaufgabe In: *Petzold, H., Sieper, J.* (Hg.): Integration und Kreation. Paderborn: Junfermann, Bd. 1, 371-384.
- *Petzold, H.* (1993): Beziehungsmodalitäten – ein integrativer Ansatz für Therapie, Beratung, Pädagogik. In: *Petzold, H., Sieper, J.* (Hg.): Integration und Kreation. Paderborn: Junfermann, Bd. 1, 116-124.
- Osteri, P.* (2000): Die Anamnese in der Psychotherapie. Klinische Entwicklungspsychologie in der Praxis. München: UTB-Reinhardt.
- Petzold, H.* (1978): Das Ko-respondenzmodell in der Integrativen Agogik. *Integrative Therapie* 4/1, 21-58.
- (1980): Modelle und Konzepte zu Integrativen Ansätzen der Therapie. *Integrative Therapie*, 6/4, 323-350.
  - (1981): Leibzeit. *Integrative Therapie* 7/2-3, 167-178.
  - (1984): Vorüberlegungen und Konzepte zu einer Integrativen Persönlichkeitstheorie. *Integrative Therapie* 10/1-2, 73-115.
  - (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Bde. I/1 und 1/2. Junfermann: Paderborn, 3. Aufl.
  - (1988/89): Die vier Wege der Heilung in der integrativen Therapie, Teil 1. *Integrative Therapie* 14/4, 325-364), Teil 2: *Integrative Therapie* 15/1, 42-96.
  - (1993a): Integrative Therapie, Bde. I-III, Paderborn: Junfermann.
  - (1995a): Frühe Schädigungen – späte Folgen? Bd. 1: Die Kraft liebevoller Blicke und Bd. 2: Psychotherapie und Babyforschung. Paderborn: Junfermann.

- (1995b): Das schulenübergreifende Emotionskonzept der „Integrativen Therapie“ und seine Bedeutung für die Praxis „emotionaler Differenzierungsarbeit“. In: Petzold, H. (Hg.): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann.
  - (1996): Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, „Kulturarbeit“. *Integrative Therapie* 22/4, 371-450.
  - (1997): Das Ressourcenkonzept in der sozialinterventiven Praxeologie und Systemberatung. *Integrative Therapie* 23 /4, 435-471.
  - (2001a): Wille und Wollen. Psychologische Modelle und Konzepte. Bd. 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
  - (2001b): Sinnfindung über die Lebensspanne. Düsseldorf /Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit.
  - Goffin, J.J.M., Oudhof J. (1993): Protektive Faktoren und Prozesse – die positive Perspektive in der longitudinalen „klinischen Entwicklungspsychologie“ und ihre Umsetzung in die Praxis der Integrativen Therapie. In: Petzold, H., Sieper, I. (Hg.): Integration und Kreation, Paderborn: Junfermann, Bd. 1, 173-266.
  - Orth, I. (1990): Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie. Bde. I und II, Paderborn: Junfermann.
  - (1993): Integrative Leibtherapie – Thymopraktik, die Arbeit mit Leib, Bewegung und Gefühl. In: Petzold, H., Sieper, J. (Hg.): Integration und Kreation, Paderborn: Junfermann, Bd. 1, 519-536.
  - (1993): Zur Anthropologie des schöpferischen Menschen. In: Petzold, H., Sieper, J. (Hg.): Integration und Kreation, Paderborn: Junfermann, Bd. 1, 93-116.
  - (1998): Wege zu fundierter Kollegialität – innerer Ort und äußerer Raum der Souveränität, in: Slembek, E., Geissner, H., Feedback. St. Ingebert: Röhrig Universitätsverlag.
  - Rodríguez-Petzold, F., Sieper J. (1997): Supervisorische Kultur und Transversalität. Grundkonzepte Integrativer Supervision, Teil II. *Integrative Therapie*, 23/4, 472-511.
  - Schuch, H.-W. (1992): Grundzüge des Krankheitsbegriffs im Entwurf der Integrativen Therapie. In: Petzold, H. (Hg): Der Krankheitsbegriff in der modernen Psychotherapie, Paderborn: Junfermann.
- Röhrle, B. (1995): Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung, München: Reinhardt.
- Schmidbauer, W. (1995): Die hilflosen Helfer, Hamburg: Rowohlt, 2. Aufl.
- Schmitz, H. (1986): Phänomenologie der Leiblichkeit. In: Petzold, H. (Hg): Leiblichkeit. Paderborn: Junfermann, 2. Aufl., 71-106.
- (1995): Gefühle in philosophischer (neophänomenologischer) Sicht. In: Petzold, H. (Hg.): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann, 47-82.

*Silbereisen, R.K.* (1987): Entwicklung von sozialem Wissen und Verstehen. In: *Oerter/Montada* (1987), 696-736.

*Ulich, D.* (1995): Kinder, Jugendliche, Gefühl, Umwelt – Sozialisation und Entwicklung von Emotionen. In: *Petzold, H.* (Hg.): Die Wiederentdeckung des Gefühls. Paderborn: Junfermann, 119-136.

Korrespondenzadresse:

Brigitte Jäkel

Dohmstraße 10

D-53121 Bonn

[mail: Brigittejaekel@t-online.de](mailto:Brigittejaekel@t-online.de)